

Über „romantische“ Wissenschaft – die so sehr vernachlässigte und benötigte Wissenschaft vom Konkreten

In seinem „million-copy bestseller“ (Buchumschlag) *The Man Who Mistook His Wife For a Hat* (Picador, London 2007 (1986)) präsentierte der amerikanische Neurologe Oliver Sacks eine Reihe von case studies, in der Hauptsache aber warb er in diesem Buch für etwas, das er „romantic science“ nannte. Mit dieser romantischen Wissenschaft, ein Begriff, den er vom russischen Neurologen Alexander Luria hatte, wollte Sacks die herkömmliche Wissenschaft nicht ersetzen, sondern sie vervollständigen, sie ergänzen („[...]so that there may arise, in our own time, a new and beautiful ‚existential‘ science and therapy, which can join with the systematic, to give us a comprehensive understanding and power“ (S. 157)), weil sie ihm bestimmte Defizite in der Wirklichkeitswahrnehmung zu haben schien, die er in diesem Buch aufzeigt.

Ich würde nun mit diesem Aufsatz hier gerne fragen, was aus der „romantischen Wissenschaft“ geworden ist? (Ist sie verschwunden? Hat sie überleben können? Hat sie in einigen Punkten mit ihren Konzepten überzeugt?)

Gleichzeitig geht es mir – immer wieder einmal in meinem Leben – um die Frage nach der Phänomenologie. Ich habe nämlich den Verdacht, dass diese Disziplin wohl eher nicht am besten bei ihrem Gründer (dem Namen nach) Edmund Husserl zu finden ist und wohl auch eher nicht bei anderen anerkannten Phänomenologen (Sartre, Heidegger, Scheler, Ingarden etc.), sondern sich eher bei Leuten versteckt, die mit diesem Begriff nicht verbunden werden (eben z.B. Oliver Sacks, ich vermute sie aber auch z.B. in den Reportagen von Ryszard Kapuściński)

Im Folgenden möchte ich nun Oliver Sacks' Vorschlag einer romantischen, phänomenologischen Wissenschaft vorstellen – und zwar mit besonderer Berücksichtigung dessen, was das eigentlich ist und was dieser romantische Zugang zur Wirklichkeit abseits aller gefühlsschwangeren Assoziationen (die mit dem Begriff des „Romantischen“ verbunden sind) doch an Handgreiflichem und inhaltlich Überzeugendem anzubieten hat – und ihn dann einer differenzierten Beurteilung unterziehen vor dem Hintergrund unseres heutigen global organisierten Wissenschaftsbetriebs.

1. Die heutige Wissenschaft ist wie Dr. P.

Oliver Sacks behauptet, die heutige Wissenschaft sei wie Dr. P., ein ehemaliger Patient von ihm. Und Dr. P. ist auch die erste Fallgeschichte des Buches, er ist der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte – und hat also programmatischen Charakter. Aber wie ist Dr. P. denn? Nun, Dr. P. ist aufgrund einer organischen Ursache in seiner rechten Gehirnhälfte nicht mehr in der Lage, die Gesichter seiner Musikschüler zu erkennen. Er erkennt auch keine Szenen oder Landschaften. Ein Foto von der Sahara verwechselt er mit einer Terrasse am Wasser, auf der Menschen essen und bunte Sonnenschirme haben. Er hat hingegen keine Probleme, Einzelheiten und abstrakte Schemata wahrzunehmen, etwa dreidimensionale geometrische Formen, die auf Englisch den schönen Namen „Platonic solids“ tragen. Mit anderen Worten, er hat kein Problem mit dem platonischen Modus der Wahrnehmung, mit der Auffassung von Ideen, wohl aber mit der von konkreten Dingen. So verwechselt er seine Frau mit seinem Hut, seinen Fuß mit seinem Schuh und einen Handschuh, den Sacks ihm zeigt, beschreibt er als eine kontinuierliche Oberfläche mit fünf Ausstülpungen und als eine Art Behältnis. Sacks dazu: Kein Kind wäre in der Lage, eine solche Beschreibung von einem

Handschuh zu geben, aber ein jedes Kind hätte sofort gewusst, worauf Dr. P. nicht gekommen ist, nämlich dass es sich bei diesem Gegenstand um einen Handschuh handelt. Dr. P. ist also verloren „in a world of lifeless abstractions“ (S. 16).

Wenn nun Sacks die heutige Wissenschaft mit diesem Menschen vergleicht, dann ist das zugegebenermaßen ein starkes Bild, denn Dr. P. ist in seiner Wirklichkeitswahrnehmung so stark beeinträchtigt, dass er ohne permanente Hilfe durch andere Menschen gar nicht lebensfähig ist. Aber was ist inhaltlich dran? Worum geht es eigentlich? Inhaltlich geht es darum, dass Oliver Sacks der abstrakten, schematischen, rechnerischen („computational“) Wahrnehmung eine phänomenologische oder romantische Wahrnehmung gegenüberstellt. Diese besteht in der Auffassung und im Im-Gedächtnis-Halten eines Gegenstands – und das kann durchaus auch ein komplexer Gegenstand sein (ein Gesicht, eine Szene, eine Landschaft) – als ein Ganzes. Um ein etwas übertriebenes Beispiel von dieser phänomenologischen Betrachtungsweise der Welt zu geben: Im selben Buch weiter hinten berichtet Sacks von zwei geistig zurückgebliebenen Zwillingen; diese können bei einer Menge von auf den Boden gefallenen Streichhölzern mit einem Blick sehen, dass es 111 Stück sind. Die abstrakte, schematische Methode, um zu diesem Ergebnis zu kommen, wäre, die Streichhölzer zu zählen. Die phänomenologische ist – und das können in dem Fall freilich die meisten Menschen nicht – die Zahl 111 gleichsam als eine Qualität der am Boden verstreuten Menge von Streichhölzern ganz einfach zu sehen. Wir gewöhnlichen Menschen, die wir über keine herausragenden kognitiven Fähigkeiten in einem Bereich besitzen, können nun nicht die 111-heit einer Menge von Streichhölzern sehen, aber wir können Gesichter erkennen, Szenen, Landschaften, Melodien und charakteristische Formen komplexer Gegenstände, was bewirkt, dass uns diese Gegenstände vertraut (familiar) werden – und Sacks meint nun, dass das Gefühl von Realität eben durch diese Vertrautheit mit den Dingen entsteht. Das bedeutet, in der phänomenologischen Wahrnehmung wird ein Ding nicht analytisch in seine Einzelteile und einzelnen Funktionen zerlegt, sondern synthetisch als etwas Ganzes betrachtet. Und genau das kann Dr. P. nicht mehr: Er sieht jede Einzelheit an dem Handschuh, aber er ist nicht mehr imstande, die Synthese zu vollziehen und zu erkennen, dass es sich dabei um einen Handschuh handelt.

Oliver Sacks beschreibt Dr. P.s Wahrnehmung der Wirklichkeit nun dadurch, indem er sagt, Dr. P. sei die Urteilsfähigkeit (judgement) abhanden gekommen. Das ist eigentlich ein Kantischer Begriff, jener der Urteilskraft, deren Fehlen er auch in der heutigen kognitiven Neurologie und Psychologie diagnostiziert, welche Diagnose ich hier mal mit einer großzügigen und versuchsweisen Generalisierung auf alle heutigen Wissenschaftsdisziplinen ausweiten will.

S. 21-22 „And yet, whether in a philosophic sense (Kant’s sense) or an empirical and evolutionary sense, judgement is the most important faculty we have. An animal, or a man, may get on very well without ‚abstract attitude’ but will speedily perish if deprived of judgement. Judgement must be the *first* faculty of higher life or mind – yet it is ignored, or misinterpreted, by classical (computational) neurology. And if we wonder how such an absurdity can arise, we find it in the assumptions, or the evolution, of neurology itself. For classical neurology (like classical physics) has always been mechanical – from Hughlings Jackson’s mechanical analogies to the computer analogies of today. Of course, the brain *is* a machine and a computer – everything in classical neurology is correct. But our mental processes, which constitute our being and life, are not just abstract and mechanical, but personal, as well – and, as such, [S. 22] involve not just classifying and categorising, but continual judging and feeling also. If this is missing, we become computer-like, as Dr P. was. And, by the same token, if we delete feeling and judging, the personal,

from the cognitive sciences, we reduce *them* to something as defective as Dr P. – and we reduce *our* apprehension of the concrete and real.

By a sort of comic and awful analogy, our current cognitive neurology and psychology resembles nothing so much as poor Dr P.! We need the concrete and real, as he did; and we fail to see this, as he failed to see it. Our cognitive sciences are themselves suffering from an agnosia essentially similar to Dr P.'s. Dr P. may therefore serve as a warning and parable – of what happens to a science which eschews the judgemental, the particular, the personal, and becomes entirely abstract and computational.“

Wir sehen hier auch eine Stufenleiter oder eine Art pyramidalen Aufbau in der menschlichen Erkenntnis, wie Oliver Sacks sie sich vorstellt: Grundlegend ist die Fähigkeit zur Wahrnehmung des Konkreten (die phänomenologische oder romantische Wahrnehmung) und erst auf ihr als Grundlage ist die abstrakte, schematische, wissenschaftliche Wahrnehmung möglich. Sacks diagnostiziert nun bei den Menschen einen Hang zu etwas, das er an anderer Stelle eine Inversion (S. 182) nennt: Wir Menschen sind uns so stolz auf unsere höheren Fähigkeiten, die Fähigkeiten zum abstrakten Wahrnehmen und Denken, dass wir entgegen der Wahrheit meinen, bei uns Menschen sei die Fähigkeit zum abstrakten Denken die Grundlage der Wahrnehmung – und konkrete Wahrnehmung dagegen eine Art Rückfall in die Niederungen des Tierischen.

S. 182-183 „If we are to use a single word here, it would have to be ‚concreteness‘ – their world [nämlich die Welt „of the simple“, von den einfachen Menschen, den geistig Zurückgebliebenen; Anm. H. H.] is vivid, intense, detailed, yet simple, precisely because it is concrete: neither complicated, diluted, nor unified, by abstraction.

By a sort of inversion, or subversion, of the natural order of things, concreteness is often seen by neurologists as a wretched thing, beneath consideration, incoherent, regressed. Thus for Kurt Goldstein, the greatest systematiser of his generation, the mind, man's glory, lies wholly in the abstract and categorical, and the effect of brain damage, any and all brain damage, is to cast him out from this high realm into the almost subhuman swamplands of the concrete. If a man loses the ‚abstract-categorical attitude‘ (Goldstein), or, propositional [S. 183] thought' (Hughlings Jackson), what remains is subhuman, of no moment or interest.

I call this an inversion because the concrete is elemental – it is what makes reality ‚real‘, alive, personal, and meaningful. All of this is lost if the concrete is lost – as we saw in the case of the almost-Martian Dr P., ‚the man who mistook his wife for a hat‘, who fell (in an unGoldsteinian way) from the concrete *to* the abstract.“

Gut, die heutige Wissenschaft ist also wie Dr. P., verloren in leblosen Abstraktionen und ohne die Fähigkeit zur konkreten Erkenntnis der Welt. Auf einer individuellen, personalen Ebene überzeugt dieses Konzept von Oliver Sacks (und Alexander Luria): Man könnte sich hier z.B. den einzelnen Wissenschaftler vorstellen, der durch das wissenschaftliche Denken immer mehr Dr. P. ähnlich wird. Es überzeugt auch auf der Ebene therapeutischer Reflexion. Denn der Arzt oder Neurologe hat es nie bloß mit einem Krankheitsbild zu tun, sondern mit einem Menschen, einer Person. Und hier kann man sich durchaus vorstellen, dass eine „phänomenologische“ Therapie (die auf Kunst im weitesten Sinne abstellt, auf Erzählungen, Musik, Zeichnen oder Theater) in manchen Fällen ungleich wirkungsvoller ist als eine „wissenschaftliche“, also eine, die das abstrakt schematische Denken, die mathematischen Fähigkeiten einer Person oder prozessuales Denken und Handlungsfolgen (Hantieren mit Gegenständen) entwickeln will. So verhält es sich z.B. im Fall von Rebecca (S. 187f.), einer geistig zurückgebliebenen Frau, die durch einen Theaterworkshop zu komplexen Verhaltensweisen befähigt wird, zu welchen auf der Ebene des abstrakten, prozessualen Denkens für sie kein Weg führen würde.

Einfacher gesagt, Sacks scheint in Bezug auf den Menschen in großem Ausmaß Recht zu haben. Ebenso scheint er dort Recht zu haben, wo die Wissenschaft es mit dem Menschen zu tun hat und berücksichtigen muss, wie der Mensch gebaut ist, damit ihre Maßnahmen erfolgreich sein können. Ich frage mich aber, ob er auch Recht hat in Bezug auf die Wissenschaft, wenn man Wissenschaft nicht sieht als eine bestimmte Art von Tätigkeit, die ein Mensch verrichtet, sondern als eine komplexe soziale Organisation mit sozialen Regeln ihres Funktionierens. Das heißt, es mag ja sein, dass für den Einzelmenschen die Wahrnehmung des Konkreten grundlegender ist als die abstrakte Wirklichkeitsauffassung, aber gilt dieselbe Bevorzugung auch für soziale Gruppen und Organisationen – oder haben diese vielleicht eine andere Vorliebe? Und dann habe ich noch einen Verdacht: Gibt es nicht vielleicht Menschen, die, obwohl das konkrete, phänomenologische und narrative Wahrnehmen für alle Menschen an sich grundlegender ist und zuerst kommt, dennoch für sich das abstrakte und schematische Denken als jenes erwählen, das sie bevorzugen wollen, sei es, weil sie das konkrete Denken für unwissenschaftlich halten oder weil sie sehen, dass ihnen die abstrakte und schematische Denkweise Vorteile in der institutionalisierten und organisierten Welt der Gesellschaft gibt? Es wird ja auch, denke ich, einen Grund für diese „Inversion“ geben, von der Sacks im obigen Zitat spricht, also dafür, dass manche – oder sogar viele – Menschen das abstrakte und schematische Denken, das wissenschaftliche Denken und Wahrnehmen im heutigen Sinn, für das dem Menschen angemessenere halten wollen und sich gegen das phänomenologische, romantische und narrative Wahrnehmen tatsächlich heftig wehren. Falls das der Fall sein sollte, dann haben wir es nicht wie in Oliver Sacks Vorschlag mit einer romantischen Wissenschaft zu tun, welche die systematische Wissenschaft ergänzen möchte, sondern dann haben wir es auf dieser Welt mit einem Kampf zwischen zwei Gruppen von Menschen zu tun, jenen, die die phänomenologische Wahrnehmung (die Wahrnehmung von Qualitäten) bevorzugen, und jenen, die die abstrakt-schematische Wahrnehmung (die Wahrnehmung von Quantitäten und logischen Formen) bevorzugen. In dem Fall hätten wir es also mit phänomenologischen Gemütern zu tun, die sich von den abstrakt-rationalen Gemütern bedroht fühlen, weil diese die Welt in einer Form darstellen und in eine Gestalt bringen, die sie ihres Sinnes beraubt und welche die phänomenologischen Gemüter als sinnlos empfinden müssen, während die abstrakt-rationalen Gemüter sich umgekehrt von den phänomenologischen Geistern bedroht fühlen, weil sie meinen, dass durch deren Einsprüche immer wieder die Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit gefährdet werde, da sie das Aufbegehren und die Wünsche der phänomenologisch orientierten Menschen generell für unwissenschaftlich halten.

Und tatsächlich ist das für meine Person der Fall: Ich lese wissenschaftliche Bücher und wissenschaftsnahe Ratgeberbücher, die ohne erzählerischen Habitus und dramatischen Spannungsbogen auskommen – und ich empfinde schmerzhaft, wie die Welt (meine Welt) und wie mein Leben durch die Existenz dieser Menschen und ihrer Arbeit radikal an Sinn verliert. Demjenigen, was ich mir also durch meine intellektuelle Arbeit erarbeiten möchte, also das Weben von Sinn durch meine Vernunft, wird diametral entgegengearbeitet durch Menschen, die die Realität in ihren Darstellungen in eine bloß formale und logische Form bringen und sie dadurch allen ihren Sinns berauben.

Dazu ein Beispiel: Folgendes Zitat stammt aus dem Buch über Projektmanagement *Let your projects fly* von Christian Sterrer und Gernot Winkler; Goldegg Verlag, Wien 2006.

S. 14-15 „Generell empfiehlt es sich in der Projektplanung vom „Groben ins Detail“ vorzugehen. Außerdem sollte die Planung in mehreren Planungsschleifen durchgeführt werden. Entsprechend der zyklischen Vorgehensweise wird in der Projektplanung zuerst die
--

Projektabgrenzung und Projektkontextanalyse durchgeführt. Darauf aufbauend können in weiterer Folge der Projektauftrag und die Elemente der Projektorganisation (Rollen, Organigramm, Spielregeln und Kommunikationsstrukturen) definiert werden. Die weitere Detailplanung des Projekts wird mit Hilfe des Projektmanagement-Dreiecks durchgeführt. Dieses Projektmanagement-Dreieck stellt sowohl für die Planung wie auch für das Controlling den Zusammenhang zwischen Leistungen, Terminen, Ressourcen und Kosten her.

Bei der Leistungsplanung werden die Gesamtaufgaben (Leistungen) des Projekts in Teilleistungen strukturiert. Es wird eine vollständige Darstellung des Projekts in Form eines Projektstrukturplans erarbeitet. Durch die reduzierte Komplexität stellt der Strukturplan eine adäquate Basis für weitere Planungsschritte dar.

Auf diese Leistungsplanung folgt die Terminplanung. Je nach Komplexität des Projekts ist zu unterscheiden, ob eine Meilensteinliste (für Kleinprojekte) oder auch Detailbalkenpläne auf Arbeitspaketebene (vernetzt oder nicht vernetzt) erstellt werden. [S. 15]

Basierend auf Leistungs- und Terminplanung erfolgt in einem dritten Schritt die Personaleinsatzplanung. Durch monetäre Bewertung des Personaleinsatzes (= Personalkosten) sowie die Abschätzung der übrigen Kostenarten (z.B. Material) wird die Summe der Projektplankosten (Budget) errechnet.

Sind alle vier Pläne erstellt, sollte in einer Kontrollschleife sichergestellt werden, dass Leistungs-, Termin-, Ressourcen- und Kostenplanung aufeinander abgestimmt sind.“

Wissen Sie jetzt, was zu tun ist, wenn Sie ein Teamprojekt durchführen wollen? Ich mutmaße: Möglicherweise sind wir schon viel zu sehr an solche Texte gewöhnt, als dass überhaupt noch der Verdacht in den Menschen aufkommen könnte, dass im obigen Zitat etwas nicht stimmt. Aus dem Grund möchte ich einfach einmal ein paar Eigenschaften der zitierten Prosa benennen. Die zitierte Anleitung beschreibt nicht das Funktionieren einer mechanischen Maschine, sondern ein Projekt, das mehrere Menschen miteinander durchführen sollen, dennoch ist sie in funktional-prozessualer Sprache gehalten, so als ob es sich um ein einfaches computerisches Ablaufprogramm handeln würde. Der Text geht auch gänzlich nicht auf den Leser oder die Leserin ein. Ich meine damit weder, dass der Leser angesprochen werden sollte, noch auch, dass man sich einen bestimmten Charakter als Muster für den (eventuellen) Leser vorstellen sollte, sondern man sieht es diesem Text an, dass in ihm alle Vorsicht in der Kommunikation fallen gelassen wurde. Anstatt dessen wird das gesamte Repertoire an Projektmanagementwerkzeugen auf einmal über den überforderten Leser ausgeschüttet. Das ist ein bisschen so, wie wenn ich jemandem eine ganze Seite des Telefonbuchs vorlesen würde: Ich kann darauf vertrauen, dass kein normaler Mensch eine solche Datenmenge aufnehmen kann. Gut, das Buch hat eine Ausrede: Es bezeichnet sich selbst als Nachschlagewerk. In dem Fall kann es aber nicht „praxisorientiert und anwenderfreundlich“ sowie „kurz und unkompliziert“ sein, wie es in der Einleitung (S. 8) angekündigt wird. Wovon dieses Buch, wie viele andere, zu künden scheint, ist eher eine bestimmte Denkweise, die sich unter den heutigen Menschen durchgesetzt hat, und zwar ist das diejenige Denkweise, die meint, dass die Dinge dann am richtigsten dargestellt sind, wenn sie in der prozessualen und abstrakt-schematischen Darstellungsform der Wissenschaft (so, wie wir die heutige Wissenschaft kennen) dargestellt worden sind. Das Ergebnis ist ein Text, der Wissen ohne Selbsterkenntnis vermittelt, das bedeutet, ich lerne als Leser nicht, welcher Mensch ich werden muss, um Projekte durchführen zu können. Zudem wird das Wissen über Projektmanagement in seiner 100%igen Vollendung dargestellt, das heißt es ist fertig – der Text vermittelt dem Leser deshalb auch kein Wissen über die Schritte, die zur Kompetenz des Projektmanagers hinführen; der Mensch wird hier also als ein lernendes Wesen negiert.

Vielleicht tue ich nun speziell diesem Buch Unrecht. Vielleicht sollte es nie ein didaktisches Buch werden und ist nur geschrieben für professionelle ProjektmanagerInnen, die die vermittelten Inhalte ohnehin schon kennen und das Buch nur verwenden, um hie und da etwas nachzuschauen. (Obwohl: Danach sieht es von seiner Aufmachung her eigentlich auch nicht aus.) Aber: Man muss ja irgendein Beispiel bringen. Und: Es kann doch kein Zufall sein, dass man sich immer mehr von derart maschinenhafter mechanistischer Prozessprosa umgeben sieht! Das muss etwas damit zu tun haben, dass immer mehr Menschen glauben, es müsse so klingen, wenn die Wirklichkeit wahrheitsgemäß (und also wissenschaftlich) beschrieben wird. Dabei ist die wissenschaftliche Darstellungsweise doch im Grunde nur eine „Philosophie“ (im Sinne von Anschauung oder Weltanschauung) der Realitätsbeschreibung. (Heutige) Wissenschaft ist nämlich davon überzeugt, dass es genügt, eine Sache selber darzustellen, um sie in ihrer Wahrheit darzustellen – und dass unser Bezug zu dieser Sache nicht mit dargestellt werden müsse. Die Sache selbst (zu erkennen) genügt, um diese Sache zu erkennen – das ist die „Philosophie“ oder eben Überzeugung der Wissenschaft. Diese Überzeugung mag in der Realität weitgehend funktionieren (wobei der Grad dieses Funktionierens wahrscheinlich nach der Art und Natur des Erkenntnisgegenstandes unterschiedlich sein wird), aber eines ist eben doch von vornherein klar: dass in der wissenschaftlichen Realitätsdarstellung der Bezug der dargestellten Sache zur Person, die sich für diese Sache interessiert, nicht mit dargestellt ist, denn er war ja von Anfang an nicht vorgesehen. Dadurch aber weiß die Person, also der Mensch auch erstmal nicht, was er mit der wissenschaftlich dargestellten Sache anfangen soll. Diesen Teil der Erkenntnis muss der Mensch, der sich eine wissenschaftliche oder wissenschaftsähnliche Darstellung zu Gemüte führt, sich selber erfinden oder aus den Fingern saugen. Und dieser Teil der Erkenntnis ist doch eigentlich auch Erkenntnis, weil erst er es uns ermöglicht, uns mit der Sache selber (die wissenschaftlich bereits richtig beschrieben sein mag) theoretisch oder praktisch auseinanderzusetzen, was aber von der Weltanschauung der Wissenschaft geleugnet ist. Um es kürzer zu sagen: Wissenschaft ist rein auf den Untersuchungsgegenstand bezogen. Sie kann daher auch gar nichts anderes tun, als sich auf prozessuale oder schematische Eigenschaften des erkannten Gegenstandes zu konzentrieren, weil diese im Gegenstand sind und die Wissenschaft es ja ablehnt, etwas außerhalb des Gegenstands als relevant für die Beschreibung des Gegenstands anzuerkennen. Aus diesem Grund kann sie z.B. nichts aussagen über die Bedeutung dieses Gegenstands für uns, über das Drama, das die Beschäftigung mit ihm uns gewähren wird, über die Geschichte, die wir mit ihm erleben können, oder auch darüber, was der Gegenstand durch unsere Beschäftigung mit ihm aus uns machen wird. Das bedeutet, Wissenschaft schließt den individualmenschlichen Weltbezug, Sinn, dramatischen Spannungsbogen, das Narrative (Erzählerische) sowie Sinn aus. Sie ist nämlich von vornherein nicht zuständig für solche Sachen. Das bedeutet aber umgekehrt auch, Wissenschaft und wissenschaftliche Welterklärung sind etwas für Menschen, die ohne Weltbezug, Drama, das Erzählerische und ohne Sinn leben können – und das kann ich nicht. Aber manche (einige, viele?) Menschen scheinen das zu können. Sie stellen für mich eine unverständliche Lebensform dar. Aber es geht für mich wohl nicht länger an zu vermuten, auch sie suchten im Geheimen nach Sinn, auch sie seien grundsätzlich narrativ gestrickte Persönlichkeiten – und deshalb zumindest potentiell offen für narrativ vorgetragene Botschaften.

Zur Erklärung dieser Sätze: Vor rund 10 Jahren verfasste ich ein Buch, das unter dem Titel *Einladung zur Odyssee. Eine erkenntnistheoretische Reflexion über die „epische Seite der Wahrheit“* veröffentlicht wurde. In ihm vertrat ich die These, dass gute Wissenschaft auch gut erzählt (in didaktischer Weise dargestellt werden sollte), um für die Menschen leichter verständlich zu sein. Ich ging in diesem Buch – im übrigen wie auch Oliver Sacks – von der Überzeugung aus, dass ein jeder Mensch im Grunde narrativ strukturiert ist und eine gut erzählte Geschichte viel leichter versteht als abstrakte Konzepte. Mittlerweile zweifle ich an

meiner damals formulierten These. Sie stimmt zweifellos noch immer für mich – und wohl auch für andere Menschen von meiner Sorte. Aber ich habe Menschen kennen gelernt, denen abstrakt-schematische oder prozessuale Darstellungen nicht die geringsten Probleme bereiten, während sie sich gegen narrativ vorgetragene Argumentationen aufs heftigste zur Wehr setzen. Und ich kann mir das nicht anders erklären, als dass es zusammenhängen muss mit der Welt, in der sie gerne leben möchten: Es wird das eine Welt sein, in der es weniger Geschichten und dafür mehr nüchterne abstrakt-logische Darstellungen gibt. Mir ist ja unverständlich, wie man so einen Wunsch überhaupt haben kann: Er erscheint mir so, als wollten sie der Welt alle Farben herausziehen und alles anstatt dessen grau anmalen, im Ton der Kommunalbauten aus den 1960er Jahren. Aber hineinschauen kann ich ja nicht in diese Menschen (ich könnte höchstens Vermutungen über ihre Beweggründe anstellen); aus diesem Grund kann ich nur sagen, dass ich mich bei dieser Gruppe meiner Mitmenschen wie mit einer völlig fremdartigen und unverständlichen Lebensform konfrontiert sehe. Es ist das ein wahrhaft Kierkegaardsches, existentialistisches Problem: Ein Teil meiner Mitmenschen ist mir fraglich geworden, und ich habe dadurch in gewisser Weise meinen Glauben an den Menschen verloren. Denn manche Menschen kommen mir mehr wie Maschinen vor denn wie Menschen. Doch ist es für mich persönlich auf meinem eigenen philosophischen Erkenntnisweg ein großer Schritt gewesen einzusehen, dass es diese Menschen jedenfalls gibt – und dass sie unempfindlich sind für mein Plädoyer für das Narrative, welches ich in jenem Buch von vor 10 Jahren angestimmt habe. Das bringe ich vor, weil es auch Oliver Sacks betrifft, der im Grunde genau dasselbe Plädoyer für das Narrative und für die „romantische Wissenschaft“ anstimmt, wenngleich er diese Wissenschaft bloß neben der herkömmlichen systematischen und abstrakt-logischen Wissenschaft bestehen lassen will. Aber ich denke mir eben: Wenn sich Leute von meiner Charakterart über dieses Ansinnen freuen, so werden sich entgegengesetzt orientierte Menschen daran stören, und sie werden die romantische Wissenschaft auch nicht zur Vervollständigung der abstrakt-schematischen Wissenschaft akzeptieren wollen, selbst wenn diese von der romantischen Wissenschaft weder angegriffen noch infrage gestellt wird.

2. Think phenomenologically!

Aber die herkömmliche Wissenschaft infrage zu stellen, das tut Oliver Sacks ja doch! Doch nicht nur das: Aus den Unvollkommenheiten der heutigen Wissenschaft bildet er ja die Argumente, durch die er seine Leser zum Ernstnehmen der romantischen Sichtweise der Wirklichkeit bewegen will. Das tut er bereits in der Gestalt des Falls von Dr. P., den er als Warnung und Parabel für die heutige Verfasstheit der Wissenschaft vorstellt. Und dabei handelt es sich ja auch nicht um einen schwachen Vergleich, im Gegenteil: Die Wissenschaft wird darin dargestellt als eine Einheit, die zu den höchsten Abstraktionen fähig ist, aber nicht zu so grundlegenden Erkenntnissen wie, eine Frau von einem Hut zu unterscheiden, einen Fuß von einem Schuh und einen Handschuh als Handschuh zu erkennen. Die Wissenschaft ist also einerseits unendlich viel gescheiter als wir normalen Menschen und andererseits genau dadurch sogar noch viel dümmer als ein kleines Kind. Es ist daher durchaus nicht so wahrscheinlich, dass Sacks' Vorschlag auf ein simples und friedliches Nebeneinander von herkömmlicher und romantischer Wissenschaft hindeutet. Viel eher müssten sich die beiden wohl erst in einem längeren Prozess streiten. Die dabei auftretenden Kompetenzansprüche der Parteien sowie die Eifersüchteleien bezüglich der Wahrung ihrer jeweiligen Hoheitsrechte lassen sich vorausahnen.

Das Thema meiner Ausführungen hier ist jedoch der Versuch, einmal inhaltlich festzuhalten, was an der „romantischen Wissenschaft“, Oliver Sacks zufolge, dran wäre, um auf diese

Weise einmal kurz und präzise Auskunft geben zu können, was man sich denn unter diesem Begriff überhaupt vorstellen kann. Und hier sind uns einige Momente im Vorhergegangenen bereits begegnet: So besteht romantische Wissenschaft oder die romantische Erkenntnisweise im Gegensatz zur abstrakt-analytischen, welche das Verständnis von Gegenständen in deren Zerlegung in Funktionen, Formen oder Einzelkomponenten sucht, deren funktionalen Zusammenhang sie dann wiederum durch logische Denk- und Rechenoperationen nachvollzieht, darin, den Gegenstand als Ganzes wahrzunehmen, als ein Bündel von Eigenschaften, welches nicht unter dem Blick des Forschers zerfällt, sondern in seiner Ganzheit im Gedächtnis bleibt, wodurch sich etwas einstellt, was die analytisch-schematische Erkenntnisweise nicht gewähren kann, nämlich das Gefühl von Realität, von Unmittelbarkeit. (Das Gefühl von Realität entsteht durch das Gefühl der unmittelbaren Gegenwart des Wahrgenommenen.) Das Wort „Gefühl“ klingt schlecht im Zusammenhang mit Wissenschaftlichkeit, das ist mir bewusst, doch handelt es sich hier um jenen unmittelbaren, reichhaltigen und vollen Eindruck von Real-Sein, ohne welchen dem Menschen die Welt in Einzelheiten zerfallen würde und ohne den, wie Sacks argumentiert, Urteilskraft, also das Sehen einer Sache als ganzer (eines Handschuhs als Handschuh), nicht möglich wäre. Und durch dieses Erkennen von Dingen als ganzen Dingen entsteht dann auch erst so etwas wie Vertrautheit (familiarity). Damit gemeint ist das Wiedererkennen von Dingen, die der Mensch schon einmal erkannt hat und mit denen er bereits Umgang gehabt hat. Sicherlich klingt auch „Vertrautheit“ schlecht im Zusammenhang mit dem Thema der Wissenschaftlichkeit – es klingt nach einem Gefühl, das eine Tendenz hin zum Unkritisch-Sein hin beinhaltet – doch kann man sich Erkenntnis als etwas Schreckliches vorstellen, wenn all ihre Bemühungen nicht irgendwann einmal Vertrautheit mit einigen Dingen im Leben zum Lohn haben. Vertrautheit (familiarity) ist also im Grunde nur ein anderes Wort für Wissen, wenn auch eines, das aus der Perspektive des erkennenden Individuums gesprochen ist und dessen Interessen formuliert.

Damit soll gesagt sein, dass in dieser Richtung auch weiterzudenken ist, wenn es darum geht, was uns romantische Wissenschaft der Sache nach anzubieten hat: Während Dr. P. und mit ihm der herkömmlichen Wissenschaft alles in Einzelheiten zerfällt, versucht das romantische oder phänomenologische Erkennen, etwas als ein Ganzes zu sehen. Oder vielleicht anders gesagt: Während die gewöhnliche Wissenschaft ihr ausschließliches Heil darin sucht, die Dinge ganz genau und in allen ihren Einzelheiten zu verstehen, versucht das phänomenologische Erkennen sie als Ganzheiten oder als vollkommene Einheiten zu sehen (das gilt auch für Agglomerate wie eine Szene, eine Landschaft und ein Gesicht) und dadurch überhaupt einmal ETWAS zu sehen. In diese Richtung also würden die Antworten gehen, wenn man danach fragt, was phänomenologisches Erkennen denn überhaupt ist – und in diese Richtung denkt auch Oliver Sacks, wenn er in einer Fallgeschichte einmal empfiehlt:

S. 50 „Think phenomenologically – take what you see as a genuine phenomenon, in which her state-of-body and state-of-mind are not fictions, but a psychophysical whole. Could anything give such a picture of undermined body and mind?“

Es geht hier um eine Frau, Christina, die ihren 6. Sinn verloren hat. Damit ist die „proprioception“ gemeint (mit einem Begriff von Sherrington aus den 1890er Jahren), also die Selbstwahrnehmung, die Wahrnehmung der Position aller Gliedmaßen durch den menschlichen Körper selber. Christina hat das Gefühl für ihren eigenen Körper verloren, und wenn sie Arm oder Bein bewegen möchte, so muss sie erst hinschauen, wo diese sich denn gerade befinden, um die Bewegung bewerkstelligen zu können. Herkömmliche Wissenschaft hat nun bei derartig seltenen und ungewöhnlichen Phänomenen die Tendenz zu sagen: Was dem bisher bekannten Wissen nach nicht sein kann, darf auch nicht sein. Aus diesem Grund

meinten Experten, die Christina vor Sacks untersucht haben, was sie erzähle, bilde sie sich nur ein, es sein bloß Fiktion. Sacks' Vorschlag dagegen ist ein ganz anderer: Er lädt (in dem Zitat) die Fachleute ein, doch einmal Christinas Krankheitssymptome als ein (ganzes) Bild zu sehen und sich dann zu fragen, welche Umstände denn gegeben sein müssten, damit solch ein Gesamtbild möglich wäre.

Ich denke nun, ich habe mir speziell dieses Zitat aus einem bestimmten Grund aufbewahrt, und zwar aus dem, weil es anschaulich macht, wie wenig Unterschied Fiktion oder Nicht-Fiktion für die phänomenologische Wahrnehmung macht. Für die abstrakt-logische Wissenschaft ist das der größte vorstellbare Unterschied, jener, der zwischen Wahrheit und Lüge sowie zwischen Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit unterscheidet. Für das phänomenologische Wahrnehmen hingegen muss die Frage nach der Wahrheit oder Fiktionalität eines Bildes oder einer Geschichte nicht an erster Stelle stehen und zwar deshalb, weil für sie die (unverstellte) Wahrnehmung des Bildes oder Phänomens an erster Stelle steht und sie sich dann erst nach der Wahrheit oder Wahrheitsmöglichkeit dieses Bildes fragt. In diesem Sinne ist die phänomenologische oder romantische Wissenschaft eine genuine Möglichkeitenwissenschaft, wobei jedoch die Wirklichkeitsabhängigkeit aller denkbaren Möglichkeiten immer mitzubedenken ist! Eine richtige Möglichkeit ist nur eine solche, die auch wirklich werden kann. Hier zeigt sich eine der Stärken phänomenologischen Wahrnehmens: Sie macht den Wissenschaftler Sacks kreativer in seiner Wahrnehmung, lässt ihn auf mehr Ideen bezüglich der wirklichen Ursachen gegebener Krankheitsfälle kommen, als das eine abstrakt-schematische Wissenschaft, die mit einem mechanistischen Grundmodell des Menschen arbeitet, könnte.

Aber grundsätzlich besteht phänomenologische Wahrnehmung zuerst einmal in der Wahrnehmung von Qualitäten im Gegensatz zur „physikalischen“ Wahrnehmung der herkömmlichen Wissenschaft, wie Sacks in folgendem Textausschnitt bemerkt.

S. 135 „While we have criticised the concept of function, even attempting a rather radical redefinition, we have adhered to it nevertheless, drawing in the broadest terms contrasts based on ‚deficit‘ or ‚excess‘. But it is clear that wholly other terms also have to be used. As soon as we attend to phenomena as such, to the actual quality of experience or thought or action, we have to use terms more reminiscent of a poem or painting. How, say, is a dream intelligible in terms of function?

We have always two universes of discourse – call them ‚physical‘ and ‚phenomenal‘, or what you will – one dealing with questions of quantitative and formal structure, the other with those qualities that constitute a ‚world‘. All of us have our own, distinctive mental worlds, our own inner journeys and landscapes [...]

Es ist dabei vielleicht nicht unwichtig zu bedenken, dass Qualität nicht im Gegensatz zu Quantität und Form steht oder etwas anderes ist als diese. Im Gegenteil: Wenn die Zwillinge auf einen Blick 111 auf dem Boden liegende Streichhölzer sehen können, so ist diese Zahl in dem Fall eine Qualität der auf dem Boden liegenden Menge Streichhölzer. Zu einer Qualität wird sie dadurch, dass die Zwillinge die Menge der Streichhölzer als eine Ganzheit sehen. Oder allgemeiner gesprochen: Sobald man Dinge wahrnimmt, folgt daraus, dass diese Dinge Eigenschaften, Qualitäten besitzen. Um sie als Dinge wahrzunehmen, muss man sie aber zuerst einmal als Ganzheiten auffassen. Die Wahrnehmung von Qualitäten folgt damit aus der ganzheitlichen Wahrnehmung, während in der quantitativen Wahrnehmung durch die herkömmliche Wissenschaft die Dinge in ihre zählbaren Teile, aus denen sie bestehen, zerfallen. Die herkömmliche Wissenschaft nimmt nichts in seiner Ganzheit wahr, deshalb können die Dinge auch keine Eigenschaften haben.

Noch etwas Interessantes steckt in dem zitierten Textausschnitt: Das Konzept der Funktion folgt direkt aus dem quantitativen Ansatz in der Erkenntnis. Ein Ding wird vorgestellt als aus Einzelteilen bestehend, die in ihrem Zusammenwirken Funktionen erfüllen. So auch der Mensch oder sein Gehirn: Die Neurologie stellt es sich vor als eine Art Computer, welcher in seinem „gesunden“ Zustand alle Funktionen (logisches Denken, Erinnerung, Bewegungskoordination, Aufrechterhaltung der Identität einer Person etc.) erfüllt, die man so gewöhnlich einem normalen Menschen zuschreibt. Diese Vorstellung ist abgeleitet von der einer mechanischen Maschine: Ist ein Teil von ihr kaputt, wird dieser Teil seine Funktionen nicht mehr erfüllen können. Oliver Sacks kritisiert dieses Konzept der Funktion in seinem Buch *The Man Who Mistook His Wife For a Hat* in ALLEN seinen Fallgeschichten. Sacks zeigt, wie der menschliche Körper zum Teil in der Lage ist, einzelne ausfallende Funktionen durch eine Steigerung anderer Körperfunktionen auszugleichen. Davon ist im 1. Teil des Buches, der mit „Losses“ – Verluste überschrieben ist, die Rede. Der zweite Teil des Buches, der „Excesses“ – Exzesse heißt, führt das Konzept der Funktionen vollends ad absurdum, weil er zeigt, dass der menschliche Körper nicht nur aus Funktionen besteht, die funktionieren oder ausfallen können, sondern durchaus auch aus einem ungewöhnlichen (und ungesunden) Wachstum mancher dieser „Funktionen“ (was eine Eigenschaft ist, die im Begriff der Funktion an und für sich nicht angelegt ist, denn entweder funktioniert etwas oder es funktioniert schlecht oder nicht). Qualitäten solcher Art lassen sich erst durch die Wahrnehmung des (kranken) Menschen als ganzen erkennen, und sie weisen darauf hin, dass bislang in der Krankenuntersuchung (von einem wissenschaftlich-mechanistischen Weltbild ausgehend) die falschen Fragen gestellt wurden und mit den falschen Begriffen operiert wurde.

Oliver Sacks schließt daraus, dass die menschliche Erfahrung und das menschliche Denken vielleicht überhaupt besser in Begriffen, die einem Gedicht oder einem Gemälde ähneln, beschrieben werden sollten. Das führt mich zu einer weiteren Frage: Sollte das phänomenologische Denken oder die romantische Wissenschaft deshalb auf die Realität angewendet werden, weil die Realität so ist, wie sie ist und durch sie besser beschrieben werden könnte, als durch die abstrakt-schematische Wissenschaft? Oder sollte sie deshalb auf die Realität angewendet werden, weil der Mensch so ist, wie er ist und ihm die phänomenologische oder romantische Erkenntnisweise besser entspricht? Wahrscheinlich ist beides bis zu einem gewissen Grade der Fall, zu vermuten allerdings ist, dass der Schwerpunkt auf der Seite des erkennenden Menschen liegt, dem die phänomenologische Erkenntnisweise weit mehr entgegenkommt als die physikalische oder abstrakt-schematische.

Doch ich wende mich nun zuerst dem ersten Fall zu: Was macht die romantische Wissenschaft mit der Realität oder dem Bild, das sie uns von ihr vermittelt?

S. 183-184 „We find ourselves entering a realm of fascination and paradox, all of which centres on the ambiguity of the ‚concrete‘. In particular, as physicians, as therapists, as teachers, as scientists, we are invited, indeed compelled, towards *an exploration of the concrete*. This is Luria’s ‚romantic science‘. Both of Luria’s great clinical biographies, or ‚novels‘, [S. 184] may indeed be seen as explorations of the concrete: its preservation, in the service of reality, in the brain-damaged Zazetsky; its exaggeration, at the expense of reality, in the ‚supermind‘ of the Mnemonist.

Classical science has no use for the concrete – it is equated with the trivial in neurology and psychiatry. It needs a ‚romantic‘ science to pay it its full due – to appreciate its extraordinary powers... and dangers: and in the simple we are confronted with the concrete head-on, the concrete pure and simple, in unreserved intensity.

The concrete can open doors, and it can close them too. It can constitute the portal to sensibility, imagination, depth. Or it can confine the possessor (or the possessed) to meaningless particulars. We see both of these potentials, as it were amplified, in the simple.“

Hier haben wir es zu tun mit einem Textausschnitt aus der Einleitung zum Abschnitt über geistig zurückgebliebene Personen („the simple“), und Sacks erwähnt darin die beiden großen case histories des russischen Neurologen Alexander Luria: *The Man with a Shattered World* (New York 1972) und *The Mind of a Mnemonist* (New York 1968), die er als „Romane“ bezeichnet. Inhaltlich geht es in diesem Textausschnitt um das Konkrete, für dessen Wahrnehmung er der romantischen Wissenschaft eine besondere Kompetenz zugesteht. Herkömmliche Wissenschaft hingegen habe keine Verwendung für das Konkrete, sie setze es gleich mit dem Trivialen. Das ist eine Aussage, die mir plausibel erscheint und die sich zumindest in meiner eigenen Lebenserfahrung zu bestätigen scheint: So ist mir von Wissenschaftlern schon vorgeworfen worden, dass ich in meinen wissenschaftlichen Texten Triviales vorbringe. Ich mutmaße, dass dieser Vorwurf aus ihrem völlig anderen und dem meinen entgegengesetzten Denken her stammt, das zur Wahrnehmung von Bildern, Szenen und anderen Ganzheiten nicht fähig ist oder vor deren Wahrnehmung ein großes Warn- und Verbotsschild aufgestellt hat. Wenn man das Heil nur in der Analyse zu finden hofft, muss einem eine synthetische Wahrnehmung oder Darstellung notgedrungen als undifferenzierte Trivialität erscheinen. In Wahrheit ist es natürlich gerade umgekehrt: Die kleinsten Bestandteile, aus denen die Dinge bestehen, sind trivial, das Ganze kann schon allein aufgrund seiner Komplexität nicht trivial sein.

Die Stärke der Wahrnehmung des Konkreten ist nun ihre Intensität: Wer in der Lage ist, ein Ganzes in starken, leuchtenden Farben zu sehen, dem fallen leichter Details auf, die demjenigen, der dieselbe Ganzheit aus ihren Einzelteilen durch logisch-kalkulatorische Operationen synthetisiert, verloren gehen. Interessant an diesem Textausschnitt ist nun noch, dass Sacks nicht vergisst, den durchaus gefährlichen Doppelcharakter des Konkreten zu erwähnen. Das Konkrete kann uns durch die unmittelbare Wahrnehmung von konkreten Dingen Türen zur Wirklichkeit eröffnen, aber wenn wir nicht in der Lage sind, von diesen konkreten Wahrnehmungen zu abstrahieren und uns von ihnen zu lösen, dann bleiben wir an ihnen kleben, und in dem Fall verschließt uns die konkrete Wahrnehmung auch wiederum das Tor zur Realität. Im Besonderen ist genau das der Fall bei den Autisten, die an die Wahrnehmung von konkreten Einzeldingen gefesselt bleiben.

Es gibt also durchaus auch Gründe, die für das abstrakte Denken sprechen. Die Frage ist nur: abstrahieren wovon? Die romantische Wissenschaft würde wohl die konkrete Wahrnehmung an die erste Stelle setzen, um dann in einem zweiten Schritt von ihr zu abstrahieren, während die herkömmliche Wissenschaft offenbar versucht, die Abstraktion an die erste Stelle zu setzen. Die Abstraktion an die erste Stelle setzen heißt wohl: beginnen mit einer Theorie, mit einem theoretischen Konzept, um dann im empirischen Teil der wissenschaftlichen Arbeit Beobachtungen in dieses abstrakte Theoriekonzept einzusetzen. Und so wird das ja auch heute tatsächlich in der Wissenschaft gemacht. Führt jemand wissenschaftliche Beobachtungen durch, wird er sofort gefragt nach dem Theoriekonzept, auf dem seine empirische Arbeit basiert. Das Theoriekonzept steht damit immer zwischen dem Wissenschaftler und der von ihm beobachteten Realität. Wissenschaftler behaupten ja, man habe immer ein Theoriekonzept, und wenn man es nicht bewusst habe, dann habe man es eben – und das sei umso schlimmer – in unbewusster Art und Weise. Aber dieser Vorwurf scheint eine Halbwahrheit zu sein: Sicherlich geht der erkennende Mensch immer mit einer bestimmten Erwartungshaltung auf die Suche, aber weshalb sollte man annehmen, dass er, wenn er sich intensiv umschaute und wirklich und nicht nur vorgeblich sucht, in seiner

Realitätswahrnehmung gänzlich auf seine Erwartungshaltung, auf sein bisheriges geistiges Konzept, eingeschränkt sein? Umgekehrt kann man diesen Vorwurf zurückgeben, indem man argumentiert, dass auch die Bestandteile des abstraktesten theoretischen Konzepts immer noch aus der Wahrnehmung und damit aus der Welt des Konkreten stammen. Am Anfang also steht die Wahrnehmung, steht die konkrete Welt, und das gilt selbst für mathematische Kalkulationen oder logische Operatoren, die wir zuerst einmal irgendwo in der Welt gesehen haben, bevor wir sie auf dem Papier weiter entwickelt haben: Die Zahlen 3 und 5 waren auch irgendwann einmal 3 Äpfel und 5 Birnen, BEVOR sie anfangen, abstrakte Einheiten zu werden.

Oliver Sacks unmittelbarer Anlass, sich an die romantische Wissenschaft zu wenden, hängt jedoch mit seiner ärztlichen Sorge um seine Patienten zusammen und mit der Beobachtung, dass die herkömmliche neurologische Wissenschaft bei geirnkranke Menschen nur in der Lage ist, Defizite (also das Fehlen oder unvollständige Erfüllt-Werden von Funktionen) zu sehen, nicht aber Potentiale. Auf dieser Grundlage hatte er vielen seiner PatientInnen nicht helfen können, denen eine romantische und ganzheitlichere Wissenschaft hingegen schon etwas anzubieten hatte. Da in diesem Punkt die herkömmliche Wissenschaft zu einer systematisch falschen Wahrnehmung der Realität geführt hat, nämlich der neurologischen Realität im Körper des Menschen, gehört dieser Fall noch in den Abschnitt, in welchem ich die Frage behandle, ob die romantische Wissenschaft nicht möglicherweise der Realität manchmal besser entspricht. Da es sich dabei jedoch bereits gleichzeitig um die Realität des Menschen handelt, gehört sie gleichzeitig auch bereits zur Frage, ob die romantische Wissenschaft dem Menschen als erkennendem Wesen besser entspricht.

S. 191 „Our tests, our approaches, I thought, as I watched her on the bench – enjoying not just a simple but a sacred view of nature – our approach, our ‚evaluations‘, are ridiculously inadequate. They only show us deficits, they do not show us powers; they only show us puzzles and schemata, when we need to see music, narrative, play, a being conducting itself spontaneously in its own natural way.

Rebecca, I felt, was complete and intact as ‚narrative‘ being, in conditions which allowed her to organise herself in a narrative way; and this was something very important to know, for it allowed one to see her, and her potential, in a quite different fashion from that imposed by the schematic mode.“

Dieses Zitat erzählt von Rebecca, einer jungen, geistig zurückgebliebenen Frau, die in Workshops gesteckt wurde, welche ihren „Developmental and Cognitive Drive“ (S. 192) verbessern sollten. Diese Workshops waren für Rebecca fruchtlos und enttäuschend, weil sie nichts taten, als „to drive [her] full-tilt upon [her] limitations“ (S. 193). Der ganze Ansatz dieser Therapie war falsch: Wenn Rebecca Defizite im Bereich des kognitiven, logischen und kalkulatorischen Denkens hatte, warum versuchte man dann, diese zu beheben? Warum versuchte man sie nicht anstatt dessen in den Bereichen zu fördern, wo sie eine Fähigkeit besaß, die gestärkt werden konnte? Der Grund liegt in der Wahrnehmung von Einzelheiten, zu der die herkömmliche Wissenschaft anleitet: Diese sieht keinen ganzen Menschen, sondern sie sieht Funktionen – und wenn eine von ihnen schwach ist oder fehlt, so schließt sie daraus, dass diese Funktion repariert werden müsste, damit dieser konkrete Mensch hier, der gerade behandelt wird, wieder so funktionieren kann wie alle anderen, normalen Menschen, respektive so, wie man sich abstrakt-allgemein das Funktionieren eines normalen Menschen vorstellt. Da sie aufgrund ihrer Tendenz zur Wahrnehmung von Einzelheiten nicht imstande ist, den konkreten Menschen, den sie vor sich hat, in seiner Ganzheit wahrzunehmen, kommt sie auch nicht auf die Idee, dass dieser Mensch vielleicht anders funktionieren könnte als andere Menschen. Oliver Sacks hingegen begegnet Rebecca hier bei einer Naturbetrachtung

in einer Frühlingswiese mit einem romantisch-phänomenologischen Blick und stellt fest: Diese Person ist komplett, da fehlt nichts. Zwar ist es so, dass dieser Mensch, Rebecca, vieles nicht kann, was normale Menschen tun können, z.B. einen Schlüssel in ein Türschloss stecken oder ihre Kleidung richtig herum anziehen, aber sie ist in ihrem inneren Wesen in dem Sinne komplett, als dass sie offenbar alles Nötige besitzt, um sich als Ganzheit oder Person zu organisieren.

Nur muss man diese Selbstorganisation auch zulassen: Rebecca sagt selbst in einer für ihren geistigen Zustand bewundernswerten Helligkeit der Selbsterkenntnis, dass diese Workshops sie dazu bringen auseinanderzufallen: „They do nothing form me. They do nothing to bring me together.“ (S. 194) Sie vergleicht sich mit dem Teppich in Sacks' Behandlungszimmer und meint, so wie dieser Teppich brauche sie ein „pattern“ – ein Muster (ebd.), mit dessen Hilfe sie sich integrieren könne. Dieses Muster wird ihr in der Folge durch einen Theaterworkshop gewährt, an dem Rebecca teilnimmt. Die Rolle der jeweiligen Figur, die sie spielt, „composed her“ (ebd.), machte also ein Ganzes aus ihr, komponierte sie, und machte es ihr dadurch möglich, Dinge zu tun (sich zu bewegen, zu sprechen), die sie ohne diese Stütze nie zu tun in der Lage gewesen ist. Der wesentliche Punkt in diesem Beispielfall ist, dass Rebecca nicht deswegen etwas nicht tun konnte, weil diese Funktion (nach dem Konzept der herkömmlichen Wissenschaft) beschädigt war, sondern weil ihr Ganz-Sein als Person nicht stabil war – oder umgekehrt gesagt: Aus ihrem Ganz-Sein, aus ihrem Komponiert-Sein heraus konnten Fähigkeiten aktiviert werden, die als Einzelfunktionen eigentlich gar nicht da waren, was gewissermaßen einen weiteren Grund dafür darstellt, warum Ganzheiten wahrgenommen und gesehen werden sollten: Sie generieren durch ihre Komplexität und ihr inneres Zusammenwirken unter Umständen Eigenschaften, die auf der Ebene der Einzelbestandteile nicht existieren.

Doch damit komme ich bereits zu einem weiteren Punkt, der im Zusammenhang mit der romantischen Wissenschaft wichtig ist: Es gibt schon seit langen Zeiten Formen, die uns als Stütze dienen können und die uns als kognitive und handelnde Wesen integrieren können: Es sind das die traditionellen (und von der Wissenschaft scheinbar angesehenen) Formen der Narration, also des Geschichtenerzählens, des poetischen Worts, der Rolle im Theater, von Rhythmus und Melodie in der Musik sowie der Gestaltwahrnehmung in Malerei und darstellender Kunst. Diese Formen sind gewissermaßen verschiedene Vehikel des Wahrnehmens von Ganzheiten. Was ist schließlich eine Erzählung mehr als die Behauptung einer Ganzheit dadurch, dass der Erzählende in unausgesprochener Weise den Anspruch erhebt, dass alles, was in der erzählten Geschichte vorkommt, für diese relevant sei und daher zur Erzählung dazugehöre. Diese Behauptung mag nicht vollständig verifizierbar sein – zudem kennen wir alle den Ausdruck, wonach man eine Erzählung „ausschmücken“ könne, aber das tut alles nichts zur Sache. Das einzige, was zählt ist, dass jemand, der eine Geschichte hört oder liest, konzentriert darauf achtet, was vom Erzählten wesentlich ist für die Erzählung und was davon nicht so wichtig ist. Letzten Endes sind Erzählungen also eine Übung in ganzheitlichem und konkretem Wahrnehmen und damit auch eine Grundform der romantischen Wissenschaft.

3. Die Funktionen von Erzählungen und die Funktion des phänomenologischen Wahrnehmens für uns als wahrnehmende Menschen

Damit komme ich nun zur zweiten Fragerichtung, unter welcher ich die Potentiale der phänomenologischen Wahrnehmung beurteilen möchte, nämlich zur Frage, was diese oder was die romantische Wissenschaft im Bezug auf unsere Realitätswahrnehmung für uns als

wahrnehmende Menschen tun kann. Die erste Fragerichtung war jene im Hinblick auf die Realität gewesen. Das Ergebnis war, dass uns das abstrakt-schematische Denken bisweilen in Bezug auf die Realität ziemlich in die Irre führen kann. Doch letztlich ist die Wahrnehmung der Realität eine relative Angelegenheit. Wahrscheinlich kann die Wirklichkeit auf mehrere Weisen „richtig“ wahrgenommen werden. Die Physik lehrt uns, dass einer bestimmten Farbwahrnehmung eine bestimmte Wellenlänge des vom gesehenen Gegenstand reflektierten Lichts entspricht. Was also ist wahrer: die (quantitative) Wellenlänge des Lichts oder die (qualitative Wahrnehmung der) Farbe? Vielleicht dürfen beide Weisen der Wahrnehmung nebeneinander bestehen, ohne dass eine von ihnen von wissenschaftlicher Seite (also von offizieller Seite) diskreditiert werden muss? (An dieser Stelle kommt freilich wieder etwas ins Spiel, das eine permanente Grundlage meines philosophischen Schreibens ist, nämlich dass heutige Wissenschaft ja nicht nur einfach ein Wort für richtige und wahre Realitätswahrnehmung ist, sondern dass ihr Wort in der Gesellschaft Autorität besitzt bzw., anders gesagt, dass sie die Macht hat, uns zu sagen, was wir denken sollen und was nicht – also dass Wissenschaft uns in unserer Freiheit des Denkens einschränkt. Diese Einschränkung des Denkens durch die Wissenschaft mag hier und da sachlich gerechtfertigt sein, Wissenschaft ist dadurch jedoch nicht länger und in keinster Weise mehr eine neutrale Angelegenheit, sondern sie ist ein ununterbrochenes Eingreifen in unser Denken durch institutionalisierte, offizielle Stellen. Diese Aussage möchte ich als Tatsachenbehauptung verstanden wissen: Das ist einfach heute so.)

Wenn es nun also darum geht, was eine narrative und romantische Wissenschaft für den Menschen tun kann, so ist diesbezüglich schon einiges in diesem Text erwähnt worden. So hilft sie uns etwa, konkrete Ganzheiten wahrzunehmen und integriert uns als Personen. Oliver Sacks geht in dieser Richtung allerdings noch ein ganzes Stück weiter, wenn er behauptet, menschliche Erfahrung selbst sei in ihrem inneren Wesen aus dem selben Material gemacht, aus dem auch Erzählungen gemacht seien.

S. 154 „What is the final form, the natural form, of our life’s repertoire? That repertoire which not only provides memory and ,reminiscence’, but our imagination at every level, from the simplest sensory and motor images, to the most complex imaginative worlds, landscapes, scenes? A repertoire, a memory, an imagination, of a life which is essentially personal, dramatic, and ,iconic’“.

Den Begriff „ikonisch“ (iconic) hat Sacks von Richard Wollheim, dieser meint mit „iconity“: „subjectivity, intentionality, dramatisation“ (S. 228). Sacks führt noch genauer aus:

S. 155-156 „Stimulate a point in the cortex of such a patient, and there convulsively unrolls a Proustian evocation or reminiscence. [...] Our current concepts of cerebral processing and representation are all essentially computational [...] And as such, they are couched in terms of ,schemata’, ,programmes’, ,algorithms’, etc.

But could schemata, programmes, algorithms alone provide for us the richly visionary, dramatic and musical quality of experience – that vivid personal quality which *makes* it ,experience’?

The answer is clearly, even passionately, ,No!’ Computational representations [...] could never, of themselves, constitute ,iconic’ representations, those representations which are the very thread and stuff of life.

[...] are there any concepts beyond those of cybernetics, by which we may better understand the essentially personal, Proustian nature of reminiscence of the mind, of life? Can we in short, have a personal or Proustian physiology, over and above the mechanical, Sherringtonian one? (Sherrington himself hints at this in *Man on his Nature* (1940), when he

imagines the mind as ,an enchanted loom' [ein verzauberter Webstuhl, Anm. H.H.], weaving ever-changing yet always meaningful patterns – weaving, in effect, patterns of meaning...) Such patterns of meaning would indeed transcend purely formal or computational programmes or patterns, and allow [S. 156] the essentially *personal* quality which is inherent in reminiscence, inherent in *all* mnesis, gnosis, and praxis. And if we ask what form, what organisation, such patterns could have, the answer springs immediately (and, as it were, inevitably) to the mind. Personal patterns, patterns for the individual, would have to take the form of scripts or scores – as abstract patterns, patterns for a computer, must take the form of schemata or programmes. Thus, above the level of cerebral programmes, we must conceive a level of cerebral scripts and scores.“

Menschliche Erfahrung, menschliche Gedanken und menschliche Vorstellung haben also fundamental die Form von Drehbüchern und Partituren (scripts and scores). Zwei weitere Elemente menschlicher Erfahrung und Weltwahrnehmung tauchen in diesem Textausschnitt auf, es sind das das Persönliche (personal) und der Sinn (meaning), die in ihrer Bedeutung unhintergebar sind. Wissenschaft behauptet ja immer, Wissen anzubieten, welches über das Persönliche oder Subjektive hinausgeht. Das mag schon wahr sein, dennoch muss ich immer wieder einmal über diese Behauptung der Wissenschaft lachen (wenn sie mir nicht gerade Tränen des Zorns in die Augen treibt), denn solange ein Wissen nicht persönlich wird, geht es nicht in den Menschen hinein, es lässt sich nicht aufnehmen, nicht lernen – und solange es nicht in den Menschen hineingeht, ist es eigentlich auch noch kein Wissen oder es ist bloß totes Buchwissen.

Das andere Element ist Sinn (meaning). Der Mensch braucht sowohl um zu erkennen wie auch um zu handeln, Sinn. Über einen Mangel an Sinn hatte auch Rebecca geklagt: ‚The classes, the odd jobs have no meaning ... What I really love,‘ she added wistfully, ‚is the theatre.‘“ Das Theater besitzt also Sinn im Gegensatz zu jenen Klassen und Workshops, in welchen Rebecca Übungen zur Verbesserung ihrer kognitiven Fähigkeiten machte – das ist auch etwas, was für einen Menschen mit wissenschaftlichem Charakter kaum verständlich sein wird. Warum soll das eine Sinn haben und das andere nicht? Diese Übungen haben doch einen Sinn, weil sie ein Ziel haben! Doch damit liegen sie falsch, weil die Erfüllung einer Aufgabe an sich selber nie ein Sinn sein kann. Sinn ist immer etwas, was darüber hinausgeht, was danach fragt, welchen Sinn denn die Erfüllung dieser Aufgabe hätte, falls man sie wirklich erfüllt. Doch im Zusammenhang mit Sinn beherrschen wohl ebenso viele Vorurteile die Vorstellungen der Menschen wie sie es im Fall der angeblich notwendigerweise unpersönlichen Erkenntnis der Wissenschaft tun. So meinen offenbar viele Menschen, jeder Mensch suche in seinem Leben Sinn, doch niemand könne ihn finden. Und zwar kann ihn ihrer Meinung nach deshalb niemand finden, weil sie sich Sinn als etwas Endgültiges vorstellen, das dem Leben (und das auch rückwirkend) ein für alle Mal Sinn gebe. In Wirklichkeit ist Sinn mit der menschlichen Intentionalität verbunden, was bedeutet, dass mit einer jeden Tätigkeit eine Intention verbunden ist, welche über den Rahmen dieser Tätigkeit hinausgeht. Auf der anderen Seite ist die menschliche Intentionalität aber auch nicht unendlich, weil der Mensch kein unendliches Wesen ist. Somit bedeutet Sinn zu haben selbst nichts anderes, als dauernd auf der Sinnsuche zu sein. Das ist ein Widerspruch, den meine logisch und wissenschaftlich denkenden Mitmenschen offenbar, nicht verdauen können. Sinn zu suchen, meinen sie, bedeute doch offenbar ihn nicht zu haben, während Sinn haben doch nur dann der Fall sein könnte, wenn man den Sinn von etwas ein für allemal habe. Doch letztlich führt diese Denkweise zu nichts anderem als zur Diskreditierung des Sinnbegriffs. Der Sinnbegriff funktioniert nur, wenn man an ihn nicht mehr Ansprüche stellt als das Ausgerichtetsein des Menschen auf Sinn. Das bedeutet, solange die Sinnsuche des Menschen funktioniert, hat sein Leben einen Sinn; seinen Sinn verliert es dann, wenn diese Suche, also

die über das konkret zu Tuende hinausblickende Intentionalität gehemmt wird. Das ist etwa der Fall bei mathematischen oder logischen Aufgaben, die nicht mehr Sinn haben als deren Lösung, als ihr Resultat. Hier, oder auch bei mechanischen Verrichtungen in Beruf, Verkehr oder Haushalt, bäumt sich der Verstand des sinnbedürftigen Menschen auf, und er (oder sie) sagt: „Es muss doch noch etwas darüber hinaus geben; und wenn es das nicht gibt, dann hat diese Tätigkeit in meinen Augen keinen Sinn!“

Keine Erfüllung von Programmen – wie es für den Computer normal ist – hat für einen Menschen also Sinn, weil der Mensch immer danach fragt, was jenseits des Programms liegt oder zumindest das Gefühl haben will, dass da etwas jenseits desselben liegt. Erzählungen oder Theaterstücke nun sind an sich selbst schon so aufgebaut, dass Sinn ihr wesentlichstes Bauelement ist. Doch wie gesagt bedeutet Sinn nicht, dass ein Theaterstück ein für alle Mal Sinn hat, sondern es geht darum, dass eine jede gegenwärtige Situation immer über sich hinaus auf eine Zukunft verweist, welche die einzelnen Figuren des Stücks in unterschiedlicher Weise gestalten wollen. Ein Programm oder ein mechanischer Vorgang können demgegenüber als abgeschlossene Prozesse betrachtet werden, die allein aufgrund ihrer Abgeschlossenheit keinen Sinn (im menschlichen Sinn) haben. Womit also zum Ausdruck gebracht ist, dass die individualmenschliche Erkenntnis und mit ihr auch die phänomenologische Erkenntnis bzw. die romantische Wissenschaft grundsätzlich nach außen hin offen sind oder fortwährend nach Anschlussmöglichkeiten zu anderen Phänomenbereichen hin suchen. Und man könnte sagen, so wie die herkömmliche abstrakt-schematische Wissenschaft ihre Stärke aus der Beschränkung zieht (denn daraus bezog und bezieht sie bis heute tatsächlich eine immense Kraft), so liegt eine andere Stärke in jener Offenheit, die man in menschlichen Zusammenhängen „Sinn“ nennt. Vielleicht könnte man es auch so sagen: Wenn die herkömmliche Wissenschaft der phänomenologischen Erkenntnis mitunter vorwerfen kann, irgendwo nicht genau genug hingeschaut zu haben (und zwar mit Recht vorwerfen kann), so kann die romantische Wissenschaft der herkömmlichen mitunter nachweisen, dass sie im wahrsten Sinn des Wortes beschränkt ist. (Übrigens kann sie dann, weil sie herausgefunden hat, wo die herkömmliche Wissenschaft nicht genau genug hingeschaut hat, dort selber genauer hinschauen und so mitunter umgekehrt die herkömmliche Wissenschaft an Genauigkeit übertrumpfen.)

Noch einmal, in kürzerer Form zusammengefasst:

S. 156 „Experience is not *possible* until it is organised iconically; action is not *possible* unless it is organised iconically. ‚The brain’s record’ of everything – everything alive – must be iconic. This is the *final* form of the brain’s record, even though the preliminary form may be computational or programmatic. The final form of cerebral representation must be, or allow, ‚art’ – the artful scenery and melody of experience and action.“

Die endgültige Form „of the brain’s record“ ist also eine der Kunst oder eine, die Kunst erlauben muss – und nicht eine der quantitativen Wissenschaft. Doch wiederum möchte ich Einspruch erheben und zur Vorsicht mahnen: Sei es, dass sie vor ihren eigenen Gefühlen flüchten oder auch ganz ohne innere Bedrohung, einfach, weil es ihrem inneren Naturell entspricht, es scheint einfach doch Personen zu geben, die die quantitative und logisch-kalkulatorische Erkenntnisweise der heutigen Wissenschaft jener der Kunst oder der romantischen Wissenschaft gegenüber bevorzugen oder denen diese zumindest keine Schmerzen bereitet. Was weiß ich denn, wie die Menschen sind! Und wenn mir gegenüber jemand behauptet, er verstehe eine wissenschaftliche Abhandlung, die trocken wie Staub ist, besser als eine Erzählung – wie sollte ich ihm nicht glauben? Das einzige, was ich tun kann,

ist ja, Menschen wie Oliver Sacks zu finden, die mir mit ihren Büchern und Wortmeldungen zu verstehen geben, dass ich mit meinen Empfindungen nicht ganz alleine bin.

S. 116-117 „We have, each of us, a life-story, an inner narrative – whose continuity, whose sense, is our lives. It [S. 117] might be said that each of us constructs and lives a ‚narrative‘, and that this narrative is us, our identities.

If we wish to know about a man, we ask, ‚what is his story – his real, inmost story?‘ – for each of us *is* a biography, a story. Each of us *is* a singular narrative, which is constructed, continually, unconsciously, by, through, and in us – through our perceptions, our feelings, our thoughts, our actions; and, not least, our discourse, our spoken narrations. Biologically, physiologically, we are not so different from each other; historically, as narratives – we are each of us unique.

To be ourselves we must *have* ourselves – possess, if need be re-possess, our life-stories. We must ‚recollect‘ ourselves, recollect the inner drama, the narrative, of ourselves. A man *needs* such a narrative, a continuous inner narrative, to maintain his identity, his self.“

Wir haben also, ein jeder/eine jede von uns, unsere Lebensgeschichte. Es ist schön zu sehen, wie alles, was Sacks vorbringt, einen Zusammenhang ergibt – auch durch diesen Textausschnitt scheinen nun wieder einige Elemente auf ihren ureigensten Platz zu fallen: Wir mögen deshalb Geschichten so sehr, weil wir selbst eine Geschichte sind, nämlich unsere Lebensgeschichte, an der wir kontinuierlich, bewusst wie unbewusst, weiterschreiben. Und weil wir dauernd am Weiterschreiben sind, kann man sich dazu denken, wird Sinn für uns eine so große Rolle spielen, weil Sinn ja jeweils ganz einfach die Frage ist, wie es weiter geht. Was fällt außerdem noch auf seinen Platz? Nun, ich habe im Vorigen schon erwähnt, dass phänomenologisches Erkennen das Erkennen des Konkreten in seiner Ganzheit ist; hier nun kommen wir zu jenem Element im Erklärungsgebäude, welches sagt, dass eine Erzählung aus der Sache, die sie erzählt, etwas Einzigartiges macht. Das ist inhaltlich für das Konzept der phänomenologischen Wahrnehmung ganz essentiell, denn die Wahrnehmung von Konkretem in seiner Ganzheit ist nichts anderes als die Wahrnehmung von Einzigartigem. Dabei ist relativ irrelevant, ob es sich dabei wirklich um etwas an sich selber Einzigartiges und Unverwechselbares handelt. Wieder komme ich zurück auf die Geschichte mit den Zwillingen, die 111 Streichhölzer auf dem Boden gesehen haben. 111 Streichhölzer auf dem Boden sind nun mit Sicherheit nichts Einzigartiges, sie wurden von den Zwillingen nur durch ihre ganzheitliche Wahrnehmung als etwas Einzigartiges wahrgenommen. Dasselbe gilt für den zeichnerisch begabten José, der gegen Ende des Buchs eine Löwenzahnblume abzeichnet. Auch diese Blume ist eine von tausenden, aber José hat sie so gezeichnet, als wäre sie einzigartig.

Man erkennt daraus, die Wahrnehmung von etwas als etwas Einzigartigem (und mithin die phänomenologische Wahrnehmung und die romantische Wissenschaft) ist nicht der letzte Schluss auf dem Gebiet der Erkenntnis, sondern sie ist bloß ein Modus des Wahrnehmens, der sozusagen in bestimmter Weise auf die Dinge das Bild scharf stellt. Genau dasselbe, was die Zwillinge mit den Streichhölzern und José mit dem Löwenzahn gemacht hat, könnte man auch auf dem Wege der verallgemeinernden Erkenntnis vollbringen, die in einem jeden konkreten Phänomen immer einen Einzelfall von etwas Allgemeinerem sieht. Man könnte also, wie das die herkömmliche Wissenschaft ihrem Wesen folgend tun würde, die 111 Streichhölzer zählen und man könnte eine verallgemeinerte Abstraktion einer Löwenzahnblume zeichnen. Es geht also darum zu fragen, was die romantische Wissenschaft jeweils im konkreten Fall leisten kann. Das wird wohl auch der Grund sein, warum Oliver Sacks auf den Gedanken gekommen ist, die romantische Wissenschaft könnte neben der abstrakt-schematischen Wissenschaft bestehen und diese ergänzen. Tatsächlich kommen

einander die beiden auf der Ebene des Wahrnehmungsmodus nicht in die Quere: Sie tun ganz einfach verschiedene Dinge, wenn sie dieselbe Sache betrachten. Aber auf der Ebene der Wahrheitsbehauptungen werden sie einander am Ende in die Quere kommen – und hier sehe ich Streit voraus, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass ein soziales System wie die Wissenschaft nach zwei verschiedenen Grundorientierungen zugleich funktionieren kann.

4. Schlussfolgerungen und weiterführende Gedanken, die sich nach der Lektüre des Buchs *The Man Who Mistook His Wife For a Hat* aufdrängen

Ich habe meine Argumentation für die romantische Wissenschaft also zweigeteilt in die Zweige: 1) wodurch die romantische Wissenschaft der Realität besser entsprechen kann und 2) wodurch oder worin sie dem erkennenden Menschen besser entsprechen kann – als die herkömmliche abstrakt-schematische Wissenschaft.

Worin sie der Realität besser entsprechen kann, das ist die Wahrnehmung des Konkreten und Einzelnen als Ganzem und Einzigartigem. Es ist das ein Wahrnehmungsmodus, der konzentrierter, unmittelbarer, reichhaltiger und unvoreingenommener ist als jener, welcher Ganzheiten erst auf logisch-rechnerischem Weg aus ihren Bestandteilen rekonstruieren muss. Anders gesagt, wo herkömmliche Wissenschaft in der Betrachtung von konkreten Gegenständen komplexerer Natur oft nur blasser Bilder sehen lässt, die nicht mehr enthalten als ihre Bestandteile vor ihrer Addition schon erhielten, bekommt die romantische Wissenschaft ein farbstarkes Bild inhaltlich noch unbestimmter Gestalt von großem Detailreichtum zu sehen, das sie entziffern kann. Das bedeutet, mitunter sieht romantische Wissenschaft aufgrund ihrer anderen Herangehensweise etwas, das herkömmliche Wissenschaft zu sehen nicht imstande ist.

Dann war davon die Rede, inwiefern die romantische Wissenschaft dem Menschen besser entspricht als die herkömmliche abstrakt-schematische. Der Kern von Oliver Sacks' Argumentation bestand hier darin, dass die menschliche Erfahrung, „the brain's record“, im Grunde aus denselben Elementen besteht wie die romantische Wissenschaft, aus Szenen, Bildern, Melodien und Geschichten. Diese Argumentation läuft hinaus auf zwei gänzlich unterschiedliche Modi der Wahrnehmung oder Weisen des Denkens, die Sacks mit Jerome Bruner die „paradigmatische“ und die „narrative“ Denkweise nennt, wobei er beide als gleich natürlich für die menschliche Erkenntnis bezeichnet und doch dem narrativen Weltzugang die Priorität zuspricht: Die narrative Erkenntnis kommt zeitlich und sachlich zuerst.

S. 193 „Rebecca made clear, by concrete illustrations, by her own self, the two wholly different, wholly separate, forms of thought and mind, ‚paradigmatic‘ and ‚narrative‘ (in Bruner's terminology). And though equally natural and native to the expanding human mind, the narrative comes first, has spiritual priority. Very young children love and demand stories, and can understand complex matters presented as stories, when their powers of comprehending general concepts, paradigms, are almost non-existent. It is this narrative or symbolic power which gives *a sense of the world* – a concrete reality in the imaginative form of symbol and story – when abstract thought can provide nothing at all. A child follows the Bible before he follows Euclid. Not because the Bible is simpler (the reverse might be said), but because it is cast in a symbolic and narrative mode.“

In diesem Textausschnitt drückt sich wiederum jene Kraft aus, die dem Narrativen innewohnt: Sie gewährt uns einen Zugang zur Realität, der allein aus der Sicht des paradigmatischen, also abstrakt-verallgemeinernden Denkens ja gar nicht bestehen dürfte. Denn aus dieser Sicht

müsste der Mensch zuerst allgemeine Konzepte verstehen, um durch sie befähigt zu sein, einzelne reale Phänomene aufzufassen. Doch die „wissenschaftliche“ Vorstellung vom Menschen, die das annimmt, ist eben falsch – wir haben einen viel unmittelbareren Zugang zur Welt. Und mit der Hilfe von Erzählungen sind wir sogar befähigt, komplexe Sachverhalte nachzuverfolgen, während wir einfache nicht verstehen, zu deren Verständnis abstrakt-logisches Denken notwendig ist.

Mit der Erzählung und der phänomenologischen Erkenntnisweise ist also dem Einzelmenschen ein ungemein starkes und kraftvolles Instrument zur Welterkenntnis in die Hand gegeben. Außerdem glaube ich ebenso wie Sacks, dass das Narrative in der Entwicklung des Menschen zuerst kommt. Ebenso habe ich jedoch auch meine Bedenken formuliert, die aus der Erfahrung kommen, dass viele Menschen, nachdem sie in die wissenschaftliche Ausbildung eingetreten sind, sich von der Erkenntnis narrativer und phänomenologischer Machart distanzieren und die abstrakt-schematische Erkenntnis für die einzig wahre und tolerierbare halten. Ausgehend von diesen Annahmen komme ich nun zu folgender Frage:

Einmal angenommen diese Menschen fühlen sich mit der abstrakt-schematischen Erkenntnis ebenso wohl wie mit der narrativen oder phänomenologischen, was ich ihnen einmal zugestehen will, so ist damit ja doch nicht gesagt, dass Oliver Sacks damit Unrecht hätte, dass die narrative Erkenntnisweise dem Menschen an sich besser entspräche. Aber – und jetzt kommt die elementare Frage – wenn sie auch dem Menschen besser entsprechen mag, welche der beiden Erkenntnisweisen entspricht besser den sozialen Organisationen? Es könnte ja gut sein, dass den Menschen als Individuen die narrative Erkenntnisweise besser entspricht, dass soziale Organisationen (und auch die Wissenschaft ist ja eine solche) aber die paradigmatische Erkenntnisweise bevorzugen.

Ein Hilfsgedanke dazu würde Folgendes sagen: Soziale Gruppierungen entstehen immer durch Einschluss und Ausschluss. So erkennen einander z.B. die Mitglieder einer höheren sozialen Schicht durch ihre Konsumausgaben und schließen gleichzeitig diejenigen Leute, die nicht soviel Geld oder nicht den gleichen Geschmack haben, aus sich aus. Wenn es nun so ist, dass zur narrativen Erkenntnis alle Menschen fähig sind, zur abstrakt-schematischen Erkenntnis aber nur ein Teil von ihnen, so ist es sehr wahrscheinlich dass dieser Teil eine Gruppe bildet, um den Rest der Menschheit auszuschließen. Diese Ausdrucksweise klingt freilich boshaft, doch man muss sich dessen bewusst sein, dass die Bildung einer Gruppe (das, was man als „positiv“ auffassen kann), immer zugleich auch den Ausschluss aller übrigen Menschen (also das „Negative“) hervorbringt. Die In-Group erzeugt die Out-Group.

Wenn man diesen Gedanken nun übersetzt und nicht länger an das denkt, was den Menschen entspricht, sondern an das, was den Organisationen entspricht, so stellt sich bei einer jeden Organisation die Frage: Was hält die übrigen Menschen davon ab, in diese Organisation hineinzukommen und sie dadurch bis zur Gestaltlosigkeit und zur Unkenntlichkeit aufzublasen? Was also ist das Ausschlusskriterium? Das Ausschlusskriterium ist gleichzeitig dasjenige, was die Organisation am Leben hält, es ist die Existenzberechtigung der Organisation, weil es deren Abgeschlossenheit gegenüber ihrer Umwelt aufrecht erhält.

Dieses Ausschlusskriterium könnte im Fall der Organisation Wissenschaft die Fähigkeit zum abstrakt-schematischen Denken sein. Wer das nicht kann, den lässt man nicht mitmachen. Ich bringe das vor, denn von einem rein inhaltlichen und sachlichen Standpunkt aus denkend wäre es ja an und für sich wünschenswert, wenn möglichst viele Menschen am wissenschaftlichen Wissen teilhaben könnten. Ergänzt man diesen Standpunkt hingegen noch

um soziologische Erwägungen, dann erhebt sich die Frage: Wie grenzt sich die Organisation in dem Fall nach außen hin ab? Wie managt sie ihren Selbstabschluss allen Nichtzugehörigen gegenüber? An genau diesem Punkt erheben sich bei mir Zweifel ob der realen Durchsetzungsfähigkeit von Oliver Sacks' Vorschlag einer romantischen Wissenschaft, denn neben ihren inhaltlichen Stärken in der Realitätswahrnehmung ist das Hauptargument für sie, dass sie dem Menschen besser entspricht. Das erscheint auf den ersten Blick wünschenswert, aber wenn man die sozio-logische Ebene miteinbezieht sowie die Logik der sozialen Organisationen, ist dann nicht eher eine Wissenschaft gesucht, die dem Menschen SCHLECHTER entspricht, damit weniger Menschen an diesem schwierigen, doch lukrativen Geschäft teilnehmen können?

S. 185 „A man may be very ‚low‘ intellectually – unable to put a key to a door, much less understand the Newtonian laws of motion, wholly unable to comprehend the world *as concepts*, and yet fully able, and indeed gifted, in understanding the world as concreteness, *as symbols*.“

Oliver Sacks dehnt die Reichweite der romantischen Wissenschaft sehr weit aus: Kinder sind dazu fähig, Menschen mit einer sehr niedrigen Intelligenz und sogar brain-damaged persons verschiedener Art. Und die Stärke seiner Argumentation liegt natürlich darin, dass er zeigt, zu welchem „Turbo“ die konkrete und phänomenologische Wahrnehmung diesen Personen verhelfen kann, welche Fähigkeiten und dadurch theoretisch auch Möglichkeiten zur Teilnahme an der Gesellschaft sie ihnen verschaffen kann. Aus der Perspektive der Wissenschaft als Organisation sieht die Sache jedoch umgekehrt aus. Hier kann man sich leicht vorstellen, dass sie sich die Frage stellt: Wie kann ich Kinder, dumme Leute, Verrückte und noch viele andere Arten von Menschen von der Teilnahme ausschließen?

Integration ist also nicht immer ein gutes Argument. Gesucht ist daher aus der Sicht der Wissenschaft eine menschliche Fähigkeit, zu der nicht alle Menschen Zugang haben, etwa im Gegensatz zum Verstehen von Erzählungen, was fast alle Menschen vermögen. Aus diesem Gedanken heraus wird verständlich, wie die Wissenschaft, deren Aufgabe es doch eigentlich wäre, alle Menschen zum wahren Wissen zu führen, daran interessiert sein könnte, eine Art von Wissen (das abstrakt-schematische) oder von Diskursen zu bevorzugen, welche viele Menschen vom Verstehen dieser Diskurse ausschließt.

Persönliches Postskriptum

S. 243 „This brings us to our final question: is there any ‚place‘ in the world for a man who is like an island, who cannot be acculturated, made part of the main? Can ‚the main‘ accomodate, make room for, the singular?“

Das ist die „finale“ Frage von Oliver Sacks' Buch *The Man Who Mistook His Wife For a Hat*. Es geht hier um José, den geistig zurückgebliebenen, autistischen jungen Mann, der sehr gut zeichnen kann. Sacks fragt sich, ob José mit seinem Talent nicht Illustrationen für botanische, zoologische oder anatomische Werke anfertigen könnte? Eventuell könnte er auch Erzählungen, Mythen oder Bibelgeschichten illustrieren. Immerhin hat dieser junge Mann, der sonst nichts kann, was normale Menschen können, doch ein Talent und damit etwas, was er der Gesellschaft anzubieten hat. Die Gesellschaft müsste es nur noch entgegennehmen. Aber wird ihm die Gesellschaft diese Möglichkeit geben? Das ist angesichts dessen, wie unsere heutige Gesellschaft ist und wie sie funktioniert, zumindest äußerst unwahrscheinlich. Selbst Oliver Sacks gibt das zu, wenn er sagt: „He could do all of these – but, alas, he will do none,

unless someone very understanding, and with the opportunities and means, can guide and employ him.“ (S. 244) Es ist also nicht völlig unwahrscheinlich, dass jemand José angestellt und auf diese Weise seinem Leben einen Sinn gegeben hat, noch dazu zumal sein Fall in einem „million-copy bestseller“ dargestellt wurde. Aber die Formulierung „jemand sehr Verständnisvoller“ zeigt schon: Dieser Mensch, der José eine Anstellung geben soll, muss eine Ausnahme sein im Vergleich zu der Gesellschaft, in der wir leben – er muss verständnisvoller sein als die Gesellschaft.

Diese „finale Frage“ von Oliver Sacks ist in der Reflexion über sein Buch auch für mich die finale Frage bezüglich des Themas der romantischen Wissenschaft geworden, obwohl sie scheinbar gar nichts mit Wissenschaft und Erkenntnis zu tun hat. In Wirklichkeit hat sie sehr viel damit zu tun, denn José selber verkörpert mit seiner Fähigkeit zur konkreten Wahrnehmung und ihrer Wiedergabe in Form von Zeichnungen die romantische Wissenschaft und dasjenige, was sie der Gesellschaft anzubieten hat und was wirklich von Wert ist. Doch die Gesellschaft ist nicht bereit, dieses Angebot anzunehmen oder, wie Sacks sich ausdrückt: „Creatures like José are not supposed to exist.“ (S. 242). Ich möchte den Vergleich herstellen, indem ich den Satz umformuliere „Romantic science is not supposed to exist.“

Persönlich ist dieses Postskriptum, weil ich in mir selbst ein Wesen erkenne, das José oder Rebecca ähnlich ist. Ich bin sicher nicht in die Philosophie gekommen, weil meine Intelligenz so groß ist, sondern eher das Gegenteil. Auch war keine Vorliebe für das Denken der Grund, eher liebe ich es, mich in Sachverhalte hineinzuträumen. Ich bin somit von meinem Naturell her der phänomenologische und romantische (im Sinne der romantischen Wissenschaft von Oliver Sacks und Alexander Luria) Typ. Ich habe erkannt, welches Potential diese Art der Wahrnehmung auch bei wissenschaftlichen Fragen hat und beschäftige mich deshalb mit ihnen – doch stoße ich auf Schritt und Tritt auf die Ablehnung von WissenschaftlerInnen, die sich von mir eine andere Art von Diskurs, keinen erzählerischen Diskurs, so wie ich ihn führe, sondern einen ausschließlich logisch-diskursiven, der auf abstrakten Theoriegebäuden basiert, erwarten. Zwar bemühe ich mich um einen logisch-argumentativen Diskurs, doch erkennen sie seine Herkunft aus der sinnlichen Anschauung und lehnen ihn deshalb ab. Ich weiß jedoch, wenn ich mich der sinnlich-konkreten Anschauung mit ihrer Fülle an Informationen entsage, so würde ich genau den Vorteil verlieren, den ich den abstrakten Denkern gegenüber habe und der es mir erlaubt, manchmal etwas beizutragen, das bisher noch nicht bemerkt worden ist.

Ich bin also ein beschränkter Mensch in dem Sinne, dass ich nicht in dem Maße zum abstrakten Denken befähigt bin wie andere (selbst abstrakte Verallgemeinerungen fasse ich in der Regel auf, indem ich mich um eine sinnliche Anschauung von ihnen bemühe) respektive bin ich nicht dazu fähig, in dem Ausmaß auf die konkrete und phänomenologische Wahrnehmung zu verzichten wie andere Menschen das offenbar können. Doch bin ich andererseits auch nicht so eingeschränkt in meinen Möglichkeiten wie José, denn ich kann mich mitteilen, was ich in meinen Texten tue, in denen ich zu formulieren versuche, was das aus meiner Sicht denn überhaupt ist, was da abläuft in unserer Gesellschaft, wenn es etwa um Wissenschaft, Erkenntnis und legitimes Wissen geht. Und hier sehe ich ganz deutlich, dass eine bestimmte Art der Wahrnehmung – die phänomenologische, narrative – von der Organisation Wissenschaft heftig abgelehnt wird, obwohl auch sie für die Suche nach rationaler Erkenntnis ein potentes Instrument sein könnte. Das hat unter anderem auch zur Folge, dass ich meinen Beitrag in der Wissenschaft nicht leisten kann. Es hat aber nicht nur auf mich beschränkte Folgen.

Eine weitere Folge ist, dass ein großes Potential für die wissenschaftliche Wahrnehmung von Realität und die Darstellung von Erkenntnissen bei Menschen, die ebenfalls mehr zum narrativen Erkenntnistyp als zum paradigmatischen neigen, brachliegen und für die Gesellschaft ungenutzt gelassen wird. Eine weitere Folge ist auch, dass, wenn wir annehmen, dass viel mehr Menschen zur Aufnahme von Wissen in der Form von Erzählungen fähig sind als in der Form abstrakt-systematischer Darstellungen, absichtlich von der Wissenschaft der größere Teil der Menschheit vom wissenschaftlichen Wissen ausgeschlossen wird (was kein kleines Vergehen ist). Eine weitere Folge der ausschließlichen Anerkennung von Diskursen abstrakt-schematischen Typs ist aber auch eine Pervertierung gewisser Bereiche der Wissenschaft, nämlich der Philosophie und der Geisteswissenschaften. Es mag nämlich sein, dass für die Naturwissenschaften die abstrakt-schematische Erkenntnisweise die an sich angemessenere ist, weil das Buch der Natur ja angeblich in der Sprache der Mathematik geschrieben ist. (Das bedeutet aber nicht, dass ich nicht trotzdem etwas sehen kann, was die NaturwissenschaftlerInnen bisher nicht bemerkt haben, wenn ich ein Naturphänomen phänomenologisch betrachte.) Die Geisteswissenschaften, und hier insbesondere die Literatur als Gegenstand der Literaturwissenschaft, aber durchaus etwa auch die Geschichte sind selbst in narrativer Form verfasst, was dazu führt, dass sie zuerst einmal ihren ursprünglichen Sinn verlieren, wenn sie von LiteraturwissenschaftlerInnen in abstrakte Erklärungstheoreme gefasst werden. Insbesondere Literaturwissenschaft hat daher oft die Funktion, etwas, das an sich selber leicht verständlich ist, für die meisten Menschen unverständlich zu machen, damit die WissenschaftlerInnen alleinigen Besitzanspruch darauf erheben können. In meinem persönlichen Fall besteht das Absurde an der Literaturwissenschaft dann wiederum darin, dass ich mir die abstrakten Erklärungsversuche der LiteraturwissenschaftlerInnen wiederum in Erzählungen übersetzen muss, um sehen zu können, was an ihnen nicht stimmt und wo sie nicht funktionieren, obwohl das Original des literarischen Werks doch ohnehin schon in einer Form gewesen wäre, die mir viel besser verständlich ist. Durch literaturwissenschaftliche Erklärungen starre ich also gleichsam wie durch eine Milchglasscheibe auf die Realität und muss mir eine Realität rekonstruieren, deren Verwischung und Verschleierung durch eine angeblich wissenschaftliche Erklärung an und für sich deren ureigenster Zweck und ihre Intention gewesen ist. Eine weitere Folge der hier von mir angestellten Überlegungen ist somit auch, dass die Frage, ob die Wissenschaft uns die Welt erklärt oder ob es nicht vielmehr der Zweck der Wissenschaft ist, dass die Mandarine und legitimen Verwalter wissenschaftlichen Wissens dieses vor uns hüten und es durch eine unverständliche Sprache vor uns schützen, in eine weitere Runde geht – diese Frage muss ungeklärt bleiben; wahrscheinlich aber sind beide Elemente gleichzeitig im Spiel.

Doch auch für mich persönlich ist Oliver Sacks Frage bezüglich José die finale Frage im Zusammenhang mit der romantischen Wissenschaft oder „narratology“, the neglected and needed science of the concrete“ (S. 193) und zwar in der Gestalt, ob ich als narrativ und phänomenologisch ausgerichteter Typ Mensch denn heute noch einen Platz habe in dieser Welt? Hierzu denke ich mir: Ich und viele andere Menschen würden diese von Sacks und Luria vorgeschlagene Wissenschaft des Konkreten ja so dringend benötigen wie einen Bissen Brot. Aber daraus, dass vielleicht viele Menschen sie benötigen, scheint nicht zu folgen, dass wir sie bekommen werden, weil es so aussieht, als ob Organisationen sie nicht benötigten und als ob sich in der Wissenschaft diejenigen Menschen durchsetzten, die das Bedürfnis nach sinnlicher Anschauung und narrativer Organisation von Inhalten in der Darstellung am meisten entbehren können. So findet nicht statt und kommt nicht zustande, was vielleicht viele Menschen brauchen würden, weil Organisationen mächtiger sind als Menschen und Organisationen sich immer Gedanken machen müssen über zweierlei: Wie sie möglichst vielen Menschen etwas anbieten können, aber zugleich auch wie sie möglichst vielen Menschen den Zutritt in ihr Inneres erschweren können. Durch diese paradox erscheinende

Zweigeteilt sind Organisationen so etwas wie gesellschaftliche Kraftwerke. Dadurch, dass sie nutzbringend sind für möglichst viele, erzeugen sie die Energie; dadurch dass sie sie dann aufteilen nur auf wenige, erhalten sie sie und verhindern, dass sie sich wieder in den Weiten des Gesellschaftskörpers verliert.

Ohne derartige sozio-logische Überlegungen, also Überlegungen bezüglich der Soziallogik und der Funktionslogik von Organisationen, wäre es also völlig unverständlich, warum die Gesellschaft den Vorschlag der romantischen Wissenschaft von Sacks und Luria, die doch allen Menschen nur Gutes bringt, ablehnen könnte. In diesem Sinne empfinde ich das Buch *The Man Who Mistook His Wife For a Hat* auch als schmerzhaft unvollständig. Man kann heute nicht mehr Bücher schreiben, die in naiver Weise davon ausgehen, dass das vernünftig und durchsetzbar ist, was für die meisten Menschen von Nutzen ist, ohne das Funktionieren der Institutionen und Organisationen, aus denen die Gesellschaft besteht, wenigstens nebenbei zu berücksichtigen. Dieses Manko habe ich nun in diesem Aufsatz auszugleichen versucht, indem ich gezeigt habe, wie die Organisationen unserer Gesellschaft – und hier insbesondere die Organisation der Wissenschaft – zwar auf der einen Seite hochwirksam sind in der Herstellung von Mitteln, um unsere (individuellen) Bedürfnisse zu befriedigen, auf der anderen Seite uns aber auch hochwirksam von der Befriedigung unserer Bedürfnisse abhalten. Das ist keine einfache Sache, denn wir leben in einer gedoppelten Realität – und diese lässt sich nicht verstehen, solange man das Faktum dieser Gedoppeltheit beziehungsweise das Sich-Aufsplitten von einfachen logischen Relationen in Verhältnisse auf mehreren Ebenen nicht akzeptiert hat.

Ganz wesentlich geholfen hat mir Sacks' Buch jedoch in meinem Verständnis der Wissenschaft, und zwar aufgrund dessen, dass es selbst narrativ angelegt ist und mir eine konkretere, ganzheitliche Betrachtung der Wissenschaft erlaubt hat. Als wesentliches Element der Wissenschaft ist mir dabei das analytisch Trennende aufgefallen. Wissenschaft trennt Gegenstände der Betrachtung (von denen sie dann schon objektive und wahre Erkenntnisse liefert) von ihren Umständen und löst sie aus ihren Zusammenhängen. Dadurch werden einem Menschen wie mir nicht nur diese Dinge selbst unverständlich (weil die Wissenschaft mir das größere Bild raubt), sondern ich selbst falle durch die Wissenschaft psychisch auseinander – wie Rebecca in ihren Klassen und Workshops. Es ist deshalb kein Wunder, dass ich mich mit der Wissenschaft auseinandersetze, seitdem ich sie kennen gelernt habe, und sie mir zur Lieblingsfeindin erkoren habe: Ich kämpfe, wenn ich über die Wissenschaft schreibe und auch wenn ich philosophisch schreibe, um nichts mehr als um mein eigenes, persönliches geistiges Überleben, das ich durch die Wissenschaft und durch in der Gesellschaft verbreitete wissenschaftliche Denkweisen gefährdet sehe. Immer wieder kommt es mir vor, als runzelten LeserInnen meiner Texte die Stirn und fragten sich: „Was will er denn eigentlich? Meint er denn, damit einen Beitrag zur Wissenschaft oder zum Wissen der Menschheit zu leisten?“ Doch nein, es geht mir zugleich um viel weniger und um viel mehr als darum: Das Wissen der Menschheit werde ich höchstens zufällig mehren, der Tod des geistigen Lebens eines Menschen aber ist gleichzusetzen mit dem Tod eines Menschen. Aus diesem Grund brauche ich die romantische Wissenschaft (wie auch vielleicht viele andere Menschen außer mir), auch wenn sie die Welt (die Organisationen, die diese Welt beherrschen) nicht braucht – und deshalb bin ich sehr froh, dass zumindest schon mal jemand einen Namen für sie geprägt hat und in Beispielen dargestellt hat, worin sie inhaltlich besteht – nämlich dass sie in der Wahrnehmung des Konkreten und von Ganzheiten besteht und nicht, wie ihr Name zu denken verleiten würde, in romantischer Schwärmerei.

12. Mai 2010